

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 1

Artikel: Auf Grenzwacht im Süden
Autor: Vögt, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

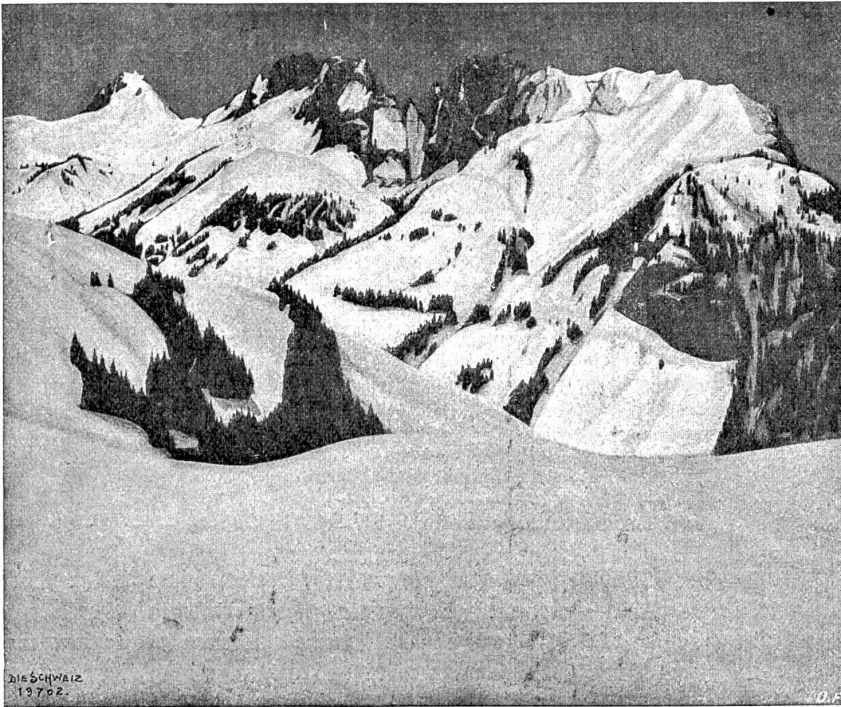
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Max Brack. — Die Gastlosen.

stalten nahm, wie Brack es getan hat. Freilich mußte der Künstler den Hintergrund etwas frei gestalten, d. h. die Szenerie nach rechts verschieben. Das war sein gutes Recht, ebenso wie die freie Gestaltung und Vereinfachung des Stadtbildes, aus dem er das störende Zuviel ausmerzte und da und dort nach kompositorischen Bedürfnissen verschob und verzeichnete. Daß dabei der schöne Zeitglockenturm und die stolzen Kuppeln des Parlamentsgebäudes so schlecht wegkamen, wird ihm aber manch ein unentwegter Berner nur schwer verzeihen können. Den Eindruck einer gewissen Mächtigkeit, den die Bracksche Häuserkomposition unleugbar auslöst, vermag die Farbengebung zum größten Teil wohl zu dämpfen. Ein bißchen mehr historische Romantik hätte immerhin der Reflektierung des Bildes kaum Abbruch getan.

Bracks Gebiet ist, wie oben angedeutet, die Landschaft und zwar die Gebirgslandschaft. Hier steht er auf festem Grund. Die Alpenmalerei hat seit Calame und Lugardon die bedeutsame Wandlung durchgemacht, daß sie nicht mehr bloß Typen malt, also etwa die Jungfrau-Eiger-Mönch-

gruppe als Landschaft aufgefaßt, die Blümlisalp, den Niesen u., sondern sie malt jetzt mit Vorliebe eine Jungfrau, einen Niesen, und zwar faßt sie diese Berge als Individuen auf mit der besonderen Sprache ihrer Konturen, ihrer Flächen und ihrer Massigkeit. Das kann natürlich nur von den Künstlern gesagt werden, deren Arbeiten dokumentarisch sind für ihre Zeit. Brack gehört zu ihnen. Seine Gebirgslandschaften tragen Eigenart und Charakter. Die Berge, die Brack malt — man vergleiche nebenstehendes Bild „Die Gastlosen“ —, stellen nicht bloß ein Stück Alpenland, eine charakteristische Gebirgslandschaft dar, sondern sie stehen um ihrer selbst willen da, festgefügt und starkgewölbt, mit Gräten und Zacken, die ihre Sprache und ihre Geschichte haben, mit Lawinenrunsen und Waldbeständen, die wie die Züge eines Menschenantlitzes den Charakter ihres Trägers formulieren. Die weite matte Fläche des Vordergrundes gibt dem Bilde ahnungsvolle Tiefe und der trübschwere Himmel, der die weißen und schwarzen Bergkonturen scharf hervortreten läßt, schafft ihm die einsamtraute Winterstimmung. Das Bild kann als ein Meisterstück der Gebirgsmalerei gelten. — Nicht minder eindrucksvoll wirkt

das andere Bild, das den Blick auf den Thuner- und Brienzsee, ungefähr von Aeschi aus gesehen, darstellt. An ihm fällt der festgeschlossene, durch strenges Studium bestimmte Aufbau der Landschaft auf; so geruhsam und naturlogisch müssen die Bergflanken seit Urbeginn und in aller Ewigkeit zu den Seeufern und ins Böödeli hinuntergestiegen sein.

Max Brack ist von Geburt ein Aargauer (von Mönthal). Er ist 1878 in Bern geboren, wo er das Gymnasium durchlaufen und mit dem Maturitätsexamen abgeschlossen hat. Nach drei Jahren Architekturstudium in Stuttgart, wandte er sich der Malerei zu, besuchte 2 Jahre lang in München die Privatschule von Heinrich Knirr und von 1902 weg die Akademie dieser Stadt. Dann reiste er nach Italien, wurde Schüler der Akademie in Florenz und der Schule San Gimignano. Zuletzt studierte er in Paris. Heimgekehrt ließ er sich in Bern und dann vorzugsweise in Gwatt nieder, wo er nun mit Fleiß der Landschaftsmalerei und der Porträtkunst obliegt. Seit 1904 stellt er in den schweizerischen Ausstellungen aus, 1908 auch in der Internationalen in München.

Auf Grenz wacht im Süden.

Kleine Skizzen aus der Grenzbesetzung von Fr. Vogt.

1. Ein Manövertag im Grenzgebirge.

Trübsig reden sich die mächtigen Berge, die unser enges Grenz tal von Italien trennen, zum nächtlichen Himmel empor. Fast scheinen sie im matten Zwielicht noch unnahbarer als am helllichten Tage. Eben schmettert „Zapfenstreich“ durch die Gassen unseres Grenznestes. Die Österien und Reb lauben leeren sich. Die Soldaten stellen sich zum Abendappell. Stille wird's in den Gassen und Gäßchen. Die kleinen Tessinerdörferchen am sonnigen Berghang träumen dem kommenden Tag entgegen. Durch die Gassen schreitet die Wache, patrouilliert durch Kantonnemente und Stellungen. Alles in Ordnung! Nun kann auch sie der Ruhe pflegen. Und draußen weben die unsichtbaren Fäden der Nacht von Berg zu Tal und füllt sich die Luft mit dem Flüstern und Rosen schöner Herbstabende.

Am Kirchturm nehmen die Zeiger einen letzten Ruck. Nun stehen sie auf Zwölf. Harte Glockenschläge verkünden den Anbruch der Geisterstunde und finden in den Flüssen droben ein leises Echo, gleichsam die Antwort der Elfen und Nachtgeister, die sie zum Leben erwecken. Und fast wie Geisterpfuf mutet's an, wie jetzt urplötzlich Trommel- und Trompetenschall die nächtliche Stille sündhaft unterbricht! Generalmarsch! Wir kennen ihn zu gut. Zu Beginn der Mobilisation vermochte er uns noch in eine kleine Aufregung zu bringen. Jetzt ist man abgestumpft.

Uebrigens hat man es heute bald heraus, daß es eine Übung an die Grenze gibt. Wir sollen zeigen, wie lange es geht, bis unsere auf Grenz wache stehenden Posten auf unsere Hilfe zählen können.

Es beginnt sich zu regen wie in einem Bienenhaus. Aus allen Löchern kriechen schlaftrunkene Gestalten. Auf steiler Alp wiese sammeln sich die Kompagnien. Eine kurze Orientierung: „Italienische Alpini haben die Grenz pässe überschritten. Sie stehen mit unsern Posten in Fühlung.“

Jenseits der Grenze lebhafteste Bewegungen.“

Das ist vorderhand alles, was wir zu wissen kriegen. Aber es ist genug. Alle wissen es: Es geht in ein Gebiet, das wir als Erste im Ernstfall zu verteidigen hätten, in eine Gegend, wo die ersten Tropfen kostbaren Schweizerblutes fließen könnten. Es ist uns, als hörten wir die rollenden Salven, die dumpfen Schläge der Kanonen, als sähen wir im nächtlichen Dunkel die weißen Schrappnellwölkchen aufblitzen, auf den Steinen die Funken der aufschlagenden Geschosse fliegen. Hilfe, rasche Hilfe tut not und die wollen wir bringen.

Ohne Frühstück wird abmarschiert. In langer Kolonne geht's den Knüppelweg aufwärts, anfangs durch Edelkastanienwälder. Utehrwürdige, jahrzehntelang treu behütete, mächtige Bäume reden ihre knorrigen Aeste. Der Weg ist gut. Unsere braven Sappeure haben ihn in wochenlanger Arbeit ausgebessert. Hier haben sie ihn verbreitert, dort eine neue Brücke gemacht, hier vorspringende Felsstücke weggesprengt, dort die starke Steigung durch den Einbau von Rundhölzern gemildert. Auch ein Stückchen Kriegsbereitschaft! Uebrigens ziehen auch die Landeseinwohner ihre Vorteile aus den verbesserten Beganlagen.

Ein leiser Pfiff. Die Kolonne hält. Es ist, wie wenn urplötzlich der treibende Lebensnerv ausgeschaltet worden wäre. Die Infanteristen werfen sich ins rotbraune Berggras. Schnaufhalt. Vorn empfangen die Offiziere ihre Gefechtsbefehle, derweil sich im Osten die dunklen Schleier zu lüften beginnen, der junge Tag über die Bergspitze lugt und der Wind die letzten Nebelstreifen hinter den Berggrat weht. Frau Holle verkündet einen strahlend schönen Tag.

Die Grenze ist kaum noch Büchsenfußweite entfernt. Ein Grat nur deckt uns. Dahinter der Feind. Ueber jene Einsattelung weitet sich der Blick in die ferne Poebene, sieht du den Comersee träumen, den bizarren Luganersee. Die Gefechtsgliederung setzt ein, langsamer und bedächtiger natürlich als im Unterland. Die Kolonnen ziehen sich auseinander in Züge, Gruppen, einzelne Leute. Von Rinne zu Rinne arbeiten sie sich vorwärts. Es ist beschwerlich und nicht ungefährlich, dieses Vorgehen am fahlen, abgeholzten Hang. Aber mit Leib und Seele sind unsere Leute bei der Sache. Wunderbar, wie rasch und sicher und ruhig alles geht. Hinten reißen die wadern Kanoniere ihre Gebirgskanöndchen in Stellung und lösen donnernd den ersten Schuß. Und damit geht's los. Schuß auf Schuß, die Salven rollen ins friedliche Bergland. Und immer näher kommt die Grenze, über die die in ihrer Nachtruhe gestörten italienischen Grenzsoldaten mit verwunderten Augen das seltene Schauspiel betrachten.

Auf einem Felsköpfchen, vom „Feinde“ nicht eingesehen, steht der Signalposten. Hier laufen die unsichtbaren Fäden des Gefechtsfeldes zusammen. Von hier aus werden die Kolonnen geleitet. Von da aus schmettert auch die Musil das Signal „Gefechtsabbruch“. Für einmal vorbei! Rasch Feldflasche und Brotbeutel hervor. Herz, erlaube dich im jungen Sonnenschein.

2. Der Schmuggler.

Von der verfeinerten europäischen Kultur sind die Bewohner unseres abgelegenen Grenzortes noch nicht heimgekehrt. Die spartanische Einfachheit aus Großvaters Zeiten hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Im ruhigen



Max Brack. — Blick auf Chuner- und Brienzersee.

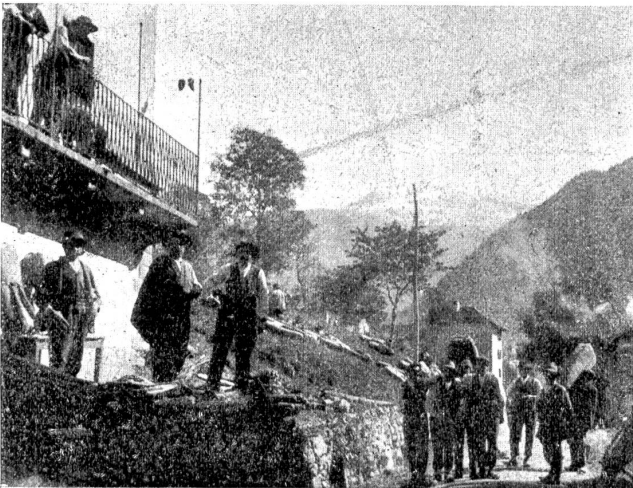
Topf am offenen Kaminfeuer kochen sie ihr Essen. Die innere Einrichtung der Wohnungen ist die denkbar primitivste. Die Gassen sind eng, winkelig. Die Häuser gleichen Steinhäufen. Und doch findet sich im elendesten Nest manch interessantes malerisches Motiv.

Unser Nachbar ist so recht ein Original. Giuseppe nennt ihn das ganze Dorf, alt und jung. Er spielt im Gemeindeleben eine recht wichtige Rolle. Im Stall hält er sich einige Geißen, manchmal auch ein Rühlein und im Anbau einige schwarze Säulein. Das ist viel für hier oben und Giuseppe gilt denn auch als ein großer Bauer. Auf zwei mageren Aederchen vor seinem Haus, die nach ihrer Ernte als die einzigen ebenen Plätze des Dorfes uns als Übungsplatz dienten, pflanzt er Kartoffeln. Das will etwas heißen. Berühmter aber ist sein „Bohnenplätz“ und darum, daß er alle Sommer lange Zeit neben der Polenta und den Maffaroni und dem Reis auch Bohnensalat essen kann, beneiden ihn die anderen Leute gehörig.

Giuseppe ist eigentlich Bergamasker, aber schon vor langen Jahren eingewandert. Er mag an die fünfzig Jahre alt sein. Er ist von gedrungener, kräftiger Gestalt, mächtigem ungepflegtem Vollbart, gutmütigen Augen. Den Hut hat er nach Italienerart stets schief aufs Haupt gedrückt. Er ist verwittert, von unbestimmbarer Farbe und scheint wenigstens so alt zu sein wie sein Besitzer. Die Hosen sind mit einer einst blauen Schärpe am Leibe festgehalten. Zwischen Hose und Weste schaut aber ständig ein Stück des roten Hemdes hervor. Das gehört zu Giuseppe so gut wie der alte, schiefe Hut.

Giuseppe ist ein leutseliger Alter, um seinen Mund grinst fast immer ein zufriedenes Lächeln. Irgend einmal in seiner Jugend trug er in Zürich eine Zeitlang den Pflasterkübel und hat aus dieser Zeit einige Deutschbroden in sein Alter hinübergerettet, mit denen er recht vergnüglich spielt. Auch das Französische radebrechert er gar nicht so übel, wie die Großzahl der Tessiner. So kann man sich mit ihm ganz ordentlich unterhalten. Und er läßt seine Lebenserfahrung gerne leuchten.

Der Hauptberuf von Giuseppe ist das Schmuggeln. Was, höre ich unglaublich fragen, der harmlose Alte ist Schmuggler?



Schmuggler an der Südgrenze.

Zawohl, so ist es. Auch ich war zuerst ein unglaublicher Thomas, wie man mir die Mär aufstichte, Giuseppe sei der größte und raffinierteste und glücklichste Konterbandier weit und breit. Und ein paar Tage später treffe ich ihn wirklich bei seinem Schmuggelballen, wie er ihn mit seinen Anien bearbeitet, um ihm die gewünschte Form zu geben, und wie er aus altem Sacktuch Tragriemen macht. Die Schmuggelballen aber kennen wir. Alle Tage sehen wir ja Dutzende aus unserem Dörfchen wegtragen und alle sehen sich so ähnlich wie ein Ei dem andern. Und den ganzen Handel leitet Giuseppe. Er ist der Schmugglerhauptling. Er führt Buch über die Ein- und Ausgänge, kontrolliert, ratet, bietet die Schmuggler auf. Du traust ihm so viel Organisationstalent, so viel Heimtücke, so viel Raffiniertheit gar nicht zu. In seinem Hinterstübchen ist das Schmugglerlager. Dort speichert er die ankommenden Ballen, die irgend ein Helfershelfer auf wackeligem Karren mit zwei elenden Klappergäulein die steile Bergstraße hinauf schindet, auf, bis sie an ihren Bestimmungsort jenseits der Grenze gelangen können. Zeitweise geht Giuseppe selber mit seinem Schmuggelballen. Das ist ihm immer ein Freudenfest. Er geht mit großem Vergnügen auf die einsamen Wirtshäuser ins unwirtliche, abgelegene Grenzgebirge und deckt sich bei seinen Gängen neue strategische Pläne aus. Die größte Lust aber ist es ihm, beim Ueberschreiten der Grenze möglichst nahe an der Nase der italienischen Finanzieri (Grenzwächter) vorbeizugehen, und bei der Rückkehr versäumt er ja nicht, ihre Zollkaserne mit dem lamffrommsten Gesicht der Welt zu passieren und geduldig die Zöllner in seinen Rucksack gucken zu lassen. Sie kennen ihn längst als ihren ärgsten Gegner, aber erwischt haben sie ihn noch nie. So treibt er sein Handwerk mit der Leidenschaftlichkeit eines passionierten Jägers weiter. Wie lange noch? Vielleicht schlägt auch ihm einmal die Stunde, von der er sagen muß, sie gefällt mir nicht.

Ich habe dem Giuseppe viele Stunden des einsamen Grenzaufenthaltes gewidmet und gar manches von ihm erfahren, das nach seiner Aussage nicht jedem Sterblichen zu Gehör kommt. Immer hatte ich ein Scherzwort für ihn bereit und er ging stets bereitwillig darauf ein. So radebrecherten wir oft die längste Zeit in lustiger Weise. Ich behaupte aber nicht, daß die Disbute in salonfähigem Stil erfolgt seien. Aber wir verstanden uns und ich vernahm manches Schmugglererlebnis und manches Interessante aus dem Schmugglerhandwerk. Und Giuseppe schmuggelt nun in das fünfundzwanzigste Jahr und sein Vater hat's noch viel

länger getan und „so Gott will“ will er's auch weiter tun. Vorläufig aber bannt ihn der eiserne Bergbezwinger, der Winter, für einige Wochen an das Haus. Da sitzt er denn lange Stunden, das Pfeifchen im Mund, am offenen Feuer und verträumt die Zeit mit dem „Corriere della Sera“, auf dem er große Stücke hält.

Ob Giuseppe das Verbotene seines Tuns nicht fühlt? höre ich fragen. Nein, er nicht und die andern Leute im Dorf auch nicht. Diese Grenzbewohner haben ganz andere Ansichten — ich hätte bald gesagt glücklicherweise — als wir im Hinterland über den erlaubten und unerlaubten Grenzverkehr und die Zollschikane. Giuseppe ist daneben übrigens kein schlechter Bürger und Christ. Seinen Schmugglererwerb versteuert er „redlich“ und der Sonntag trifft ihn stets in der Frühmesse und auch dazwischen taucht er manchmal seine Finger ins Weihwasser. Auch an die eidgenössische Kriegssteuer hat er sein Scherflein beigetragen. Im Volksmund erzählt man sich eine Reihe Anekdoten von Giuseppe. Sie umgeben ihn mit einem gewissen Nimbus und machen ihn zum bekannten Mann des Grenzgebietes.

3. Unsere Nachbarn.

Auf der Einsattlung am Grenzübergang stehen zwei Schildwachhäuschen, das Schweizerische und das italienische, beide mit dem Landeswappen geschmückt, beide über und über mit den Namensverewigungen der Schildwachen bedeckt. Fünfzig Meter diesseits die Schweizerische Grenzbarade, fünfzig Meter jenseits eine italienische Alpinikaserne. Hier haufen unsere Nachbarn, die italienischen Grenzschutztruppen. Sie gehören zur sogenannten Territorialmiliz, mögen unserm Landsturm entsprechen, sind in eine schmutzgrüne Felduniform gekleidet, sehr gut ausgerüstet, aber keine begeisterten Kriessoldaten. Oft kommen sie auf die Paghöhe, um da mit uns zu reden und Kameradschaft zu pflegen. Es läßt sich gut mit ihnen verkehren. Viele beherrschen die französischen Sprache, einige auch die deutsche. Wochenlang war ein Wachtmeister hier, der das schönste „Zürdütsch“ sprach, das man sich wünschen kann. Mehr als ein Jahrzehnt lang weilte er im schönen Vimmatathen, bis ihn die Kriegsfurie ins fremd gewordene Vaterland verlangte. So tut er nun auf 2000 Meter Höhe seinen widerwilligen Dienst, er, der nie vorher die Berggeister geplagt hatte.

Vom Krieg reden sie nicht gerne. Begreiflich; sie haben ja wenig zu rühmen. Einige allerdings konnten sich nicht enthalten, ihrem Unwillen über den Krieg Ausdruck zu verleihen, und ein blutjunger Leutnant erklärte ganz offen, daß er ihn als ein großes desastro (Unglück) für Italien



Schweizer- und Italienerposten im Cessiner Grenzgebirge.

halte. Wegen uns seien sie nicht da, meinten einige, aber wegen den Deutschen, die halt doch einmal kommen könnten.

Für Schweizerstumpen sind sie ganz besonders dankbar. Mit Wonne ziehen sie an dem edlen Kraut und blasen geschickt die blauen Wölkchen in die Luft. Da werden sie gesprächig und verwünschen ihren „elenden Knafter“. Nun verwundern wir uns nicht mehr, wenn sie hin und wieder ein recht großes Schmuggelpäckchen „Schweizertuba“ über die Grenze lassen. Dafür spenden sie uns aber hin und wieder einige Liter ihres feinen Belkliners, den sie alle Tage als Dessert kriegen. So ist die Neutralität beiderseitig im besten Einverständnis gewahrt.

Von der Bahnhöhe klettert ein Zickpfad auf einen Luginsland, der direkt an der Grenze liegt. Es ist ein herrlicher Punkt, der sowohl Lichtblicke ins schöne Belklin wie hinab zum Langensee und in das Talboden der tessinischen Hauptstadt gestattet. Einen herrlicheren Punkt kann man sich kaum denken. Er ist denn auch sehr beliebt, bei uns sowohl wie bei den Italienern. Alle Augenblicke sieht man deshalb an schönen Tagen Patrouillen oder einzelne Leute hinaufgehen oder herunterkommen. Bald sind es italienische Soldaten, bald Schweizer Soldaten. Das Weglein gilt stillschweigend als neutrales Gebiet, wenn schon die Spitzen der Zickzacke bald in unserem, bald im fremden Lande liegen. Oben aber ist schon hin und wieder auf dem Grenzstein, auf dessen einer Seite ein S und auf der andern ein J eingemeißelt ist, ein gemütlicher, durch und durch neutraler Saß geklopft worden.

So leben wir im Grenzgebiet ein kameradschaftliches Leben, wie es sich bei Kulturvölkern gehört. Manchmal gibt's bei unsern Nachbarn einen Wechsel. Aber mit den Neuen ist bald wieder Bekanntschaft geschlossen.

Nicht gerade beliebt ist bei den Italienern das Wache stehen, sonderlich bei Nacht und Regenwetter. Da ist ihr Schilderhäuschen denn auch manchmal leer. „Die Welt besteht trotzdem weiter,“ hat einer einmal lachend erklärt. (Schluß folgt.)

Der verzauberte Wald.

Zwischen Sedan und Bar le Duc, von Nordwesten nach Südosten hinreichend, die starke Festung Verdun links und rechts flankierend, liegen die Argonnen.

Sonst ein weitgedehntes, vom Lärm des Tages fast unberührtes Stück Waldeinsamkeit und Naturfrieden, ist der Argonnerwald seit dem Herbst 1914 ein Tummelplatz des wildesten Kampfes geworden. Ein böser Zauberer hat hier Feld und Wald verwünscht und verwüstet, der Zauberer Krieg.

Wer sich den Argonnen von der Ferne her nähert, der sieht die sanftgewellten, bläublauen Höhenlinien immer noch wie sonst den Horizont begrenzen. Aber wenn man näher kommt und in den Wald eintritt, dann ändert sich der Anblick. Wochenlang sind die Granaten durch die Wipfel der Bäume gesaßt, Flieger haben Bomben auf sie herabgeworfen, Infanteriefeuer hat ihre Zweige versengt und entlaubt. An vielen Orten hat die Art gewütet, um ein Schußfeld für die Kanonen zu gewinnen. Die Tannen haben ihre Äste hergeben müssen zum Bedecken der Soldatenunterstände, zum Drapieren der Geschütze, zum Unterhalt der zahllosen Lagerfeuer und Kochstätten.

Noch verwirrender sieht es auf dem Boden aus. Der ganze Wald ist durchflochten mit Tausenden von Kilometern Metalldraht jeder Art. Mit jedem Schritt stolpert man über Telephon- und Telegraphenleitungen, welche dicht über der Erde hinlaufen, bald in kleinen Rinnen verborgen, oft auch einfach durchs Gras gespannt. Längs den Wegen liegen „friesische Reiter“, eine Art eiserner Böde, welche die Stacheldrähte stützen und welche im Augenblick eines Ueberfalls in einigen Minuten aufgerichtet werden können und dann den Weg verbarrikadieren. Da und dort im Gebüsch bilden die Drähte große Rechtecke, welche sich durch nichts verraten, die aber besonders ausgesetzte Stellungen behüten.

So weit das Auge reicht, verlieren sie sich nach allen Seiten in das Gehölz, fast eins mit den Brombeerstauden und den hohen Kräutern.

Das Vorrücken unter solchen Umständen ist also keine leichte Sache. Stolpert man nicht über Eisen- und Kupferdrähte, halten einen die friesischen Reiter nicht auf, so läuft man Gefahr, in die Gräben einzubrechen, die quer durch das Gras laufen und mit Zweigen verdeckt oder schon mit Moos überwachsen sind.

Eisenbahnschienen, täuschend hergerichtet und bloß bestimmt, den Feind irre zu leiten und an der Entdeckung der Stellungen zu verhindern, welche die richtigen Schienenwege verraten könnten, vervollständigen dieses Netz von Schlingen und Hindernissen. Zu den falschen Geleisen gesellen sich oft falsche Unterstände, falsche Beobachtungsposten, falsche Batterien und Befestigungen, während man die echten Kanonen erst bemerkt, wenn man fast über ihre Mündungen stolpert.

Der Wald ist voller Augentrug und zeigt fast ebenso viel falsche als wirkliche Hindernisse. Alles, was wirklich vorhanden ist, wird so sorgfältig und unauffällig wie möglich verborgen. Dabei hat man eine eigentümliche Beobachtung gemacht: Alle einfarbigen Flächen sind auf große Entfernung hin vollkommen sichtbar; dagegen werden selbst lebhaft gefärbte sofort unsichtbar, wenn man sie mit andersfarbigen Streifen einfacht oder quer durchzieht. Man behauptet, von allen Wesen in der Tierwelt sei auf die Entfernung das Zebra am schwierigsten wahrzunehmen. Darum bringt man an Häusern, Wagen, Unterständen und selbst Pferden eine solche geschickte Verkleidung an, um sie damit dem Feind unsichtbar zu machen.

Am allersehrsamten und verwideltsten sieht es aber hier unter der Erde aus, denn der ganze Grund des Argonnerwaldes ist unterhöhlt. All die hunderttausende von Soldaten haben da in jahrelanger Arbeit mit Schaufel und Pickel ein solches Labyrinth von Gräben, Gängen und Höhlungen erstellt, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. Da sind nicht nur die mannstiefen Schützengräben auf beiden Fronten, mehrfach parallel hintereinander und durch Laufgräben miteinander verbunden, da sind ganze Quartiere unter der Erde, Unterstände bis zu 6 Meter Tiefe, in die man in Zickzackwegen hinabsteigt, oft durch Betondächer noch besonders geschützt. Außerst sorgfältige Schlupfwinkel werden für Maschinengewehrabteilungen eingebaut, da diese Truppengattung sich fast dauernd darin aufhält und bei der Verteidigung eine sehr wichtige Rolle spielt. Oft stoßen von den vordersten Schützengräben aus Stollen bis wenige Meter an die feindlichen Stellungen heran, in welche man Scharposten hineinstellt. Hier lauscht der Soldat mit angehaltenem Atem stundenlang nach dem Feinde hin, während vielleicht drüben, man weiß nicht wo, hinter einer dünnen Zwischenwand ein anderer Mann das Gleiche tut. Zuweilen halten die Arbeitenden, die einen Laufgraben aushöhlen, plötzlich inne, denn sie hören, wie auf der entgegengesetzten Seite die Feinde sich auf gleiche Weise nähern. Sie bleiben wie gebannt stehen und erwarten den Zusammenstoß. Die Befestigungen der vordersten Linien sind übrigens nie sicher, einmal mit ihrer ganzen Einrichtung in die Luft zu fliegen, weil es dem Gegner gelang, eine Mine bis unter ihren Graben zu treiben. (Zugendpost.)

Das neue bernische Gesetz über Lichtspielwesen und Schundliteratur.

Von A. Rollier.

Schon höre ich einen geistig feiner organisierten Menschen sagen: „Wie kann der Staat durch ein Polizeigesetz versuchen wollen, sinnemäßige und gedankliche Vorgänge zu regeln? Selbst Auswüchse lassen sich auf diesen delikaten